

ALEXANDRIA  
WARWICK



Reich aus Eis und Schatten

Aus dem Englischen von  
Anne-Marie Wachs und Simone Jakob

arsEdition

**Unser Versprechen für  
mehr Nachhaltigkeit**

[www.arsedition.de/nachhaltigkeit](http://www.arsedition.de/nachhaltigkeit)

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Du möchtest noch  
mehr von uns  
kennenlernen?



Text Copyright © Alexandria Warwick 2024

Titel der Originalausgabe: *The North Wind*

Die Originalausgabe ist 2024 bei Simon & Schuster (Australia) Pty Limited  
Suite 19a, Level 1, Building C, 450 Miller Street (PO Box 448), Cammeray,  
NSW 2062 erschienen.

© 2025 arsEdition GmbH, Friedrichstraße 9, D-80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anne-Marie Wachs und Simone Jakob

Lektorat: Kanut Kirches

Covergestaltung: Grafisches Atelier arsEdition

unter Verwendung des Originalcovers von Story Wrappers LLC

Farbschnitt: Grafisches Atelier arsEdition unter Verwendung einer Illustration  
von Obsidian Fantasy Studio/shutterstock.com

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

ISBN 978-3-8458-6107-4

[www.arsedition.de](http://www.arsedition.de)



*Für die Liebenden und die Träumer*

Liebe Leser:innen,

*The North Wind – Reich aus Eis und Schatten* ist ein fiktives Werk, doch es behandelt Inhalte, die potenziell triggernd wirken können. Deshalb findet ihr auf der letzten Seite eine Triggerwarnung.

Bitte passt gut auf euch auf. Falls ihr auf Probleme stoßt und/oder betroffen seid, bleibt damit bitte nicht allein. Wendet euch an eure Familie und Freund:innen oder sucht euch professionelle Hilfe.

Wir wünschen euch alles Gute und das bestmögliche Erlebnis beim Eintauchen in diese fantastische Geschichte.

Euer Team von arsEdition





Teil 1

Haus der  
Dornen





## Der Himmel verheißt nahendes Unheil.

Er ist vom blassenstein Blassgrau, doch im Osten zeigt sich am Horizont ein roter Fleck – er zeugt von der aufgehenden Sonne. Der Fleck dehnt sich aus, färbt die Wolken ein und breitet sich weiter nach Westen aus. Im Dickicht schneebeladener Bäume zusammengekauert beobachte ich, wie der Tag erwacht, und die Furcht lässt mein Herz fast zerspringen. Der Himmel ist rot wie ein Blutbad.

Rot wie Rache.

Schon seit Tagen warte ich auf diesen Anblick. Es ist wie in den Geschichten: Zuerst die neu sprieenden Zapfen an der alten Zypressen auf dem Marktplatz. Drei Jahrzehnte hatte der Baum geschlafen, und sein erneutes Knospen versetzte die Stadtbewohner in helle Aufregung; die Frauen waren vollkommen aufgelöst, die Männer stoisch mit finster-resigniertem Blick. Die Knospen, dann die blutende Morgenröte. Jetzt gibt es wenig, was ich tun kann. Denn wenn das Himmelszeichen recht behält, erwartet Edgewood einen Besucher, und zwar bald.

Unter seiner weißen, eisigen Haut liegt das Land in bleierinem Schweigen da, der Schnee ist weich und frisch, da die Stürme so regelmäßig kommen wie das Ab- und Zunehmen des Mondes. Fürs Erste werde ich nicht daran denken, was geschehen könnte. Zuerst muss ich hier, in diesem unbesiedelten Streifen Waldland, inmitten

schwarzer Bäume und vermodernder Stämme, mit dem Bogen in der steifen, behandschuhten Hand meine Aufgabe erfüllen.

Ich spähe an einem in der Dämmerung daliegenden Baumstumpf vorbei und suche die Umgebung ab. Vor drei Tagen hat mich eine noch frische Wildfährte an diesen Ort geführt, der fünfzehn Meilen westlich von meinem Zuhause liegt. Doch ich habe den Elch noch nicht entdeckt.

»Wo steckst du?«, flüstere ich.

Ein beißender Wind schüttelt die nackten, an Fingerknochen erinnernden Äste. Auch wenn ich meinen oft geflickten Mantel enger um den Körper ziehe, dringt die Kälte durch das kleinste Loch. Die Verzweiflung hat mich tiefer ins Herz des Waldes getrieben, in die letzten Ausläufer der Zivilisation – nach Norden, wo der Fluss Les glänzt und wo sich niemand anzusiedeln wagt.

Plötzlich nehme ich eine Bewegung wahr. Gleich darauf sehe ich das hinkende Tier, es ist allein. Sein langsamer, mühsamer Gang wird offensichtlich durch seinen verletzten linken Vorderlauf verursacht. Bei dem Anblick wird mir übel. Das Leid des Tiers ist nicht sein Verschulden. Dafür ist nur der dunkle Gott verantwortlich, der hinter dem Schattenwall lauert.

Ich wage kaum zu atmen, während ich einen Pfeil aus dem Köcher ziehe. Eine nahtlose Bewegung, dann spanne ich den Bogen, meine Hand streift mein Kinn, die Sehne meine Nasenspitze, als zusätzlichen Orientierungspunkt. Der Elch scharrt im Schnee, sucht ein bisschen Grün, etwas, das Hoffnung ähnelt, das er jedoch nicht finden wird.

Doch ich bin nicht allein.

Bei einem tiefen Atemzug gelangen feine Spuren des Waldes in meine Lunge. Eis und Holz – und Brandgeruch. Es ist eine Warnung, und sie kommt von Norden.

Ich erstarrte, meine Sinne sind hellwach. Angestrengt lausche ich nach ungewöhnlichen Geräuschen. In meinen Gliedern breitet sich Anspannung aus, doch ich zwinge mich, einen kühlen Kopf

zu bewahren, mich auf das zu besinnen, was ich weiß, und zwar Folgendes: Dieser Geruch ist schwach. Der Dunkelgänger ist weit genug entfernt, dass mir noch Zeit bleibt, aber ich muss mich beeilen.

Als ich mich wieder auf den Elch konzentriere, stelle ich fest, dass er jetzt weiter entfernt ist, womit es deutlich schwieriger wird, ihn ins Herz zu treffen. Ich kann nicht riskieren, mich näher heranzupirschen. Wenn das Tier die Flucht ergreift, werde ich es niemals erwischen, und ich habe nicht genug Vorräte, um mich noch weiter von zu Hause zu entfernen. Von zu Hause, wo unser Brot hart wie Zwieback geworden ist und vom Dörrfleisch nur noch dürftige Reste übrig sind.

*Also schieß nicht daneben.*

Ich passe den Winkel meines Bogens an, richte den Pfeil ein paar Daumenbreit höher. Atme aus und – lasse ihn los.

Der Pfeil zischt durch die eisige Luft, bohrt sich tief ins warme Fleisch und in ein noch schlagendes Herz.

Heute werden meine Schwester und ich überleben, um dem nächsten Tag entgegenzusehen.

Die letzten Elche sind schon vor Jahrzehnten verschwunden, aber dieses Exemplar hat irgendwie seinen Weg in unser Reich zurückgefunden. Das arme Tier besteht aus kaum mehr als schlaffer Haut und krummen Knochen, und ich frage mich, wann es wohl zuletzt etwas gefressen hat. In den Graulanden gedeiht nur wenig.

Rasch mache ich mich daran, den Elch mit dem Messer, das ich immer bei mir trage, zu zerlegen, und stopfe so viele noch dampfende, vom Kadaver gelöste Fleischstücke wie möglich in meine Schultertasche. Das Tierfell ist blutdurchtränkt. Immer wieder blicke ich mich über die Schulter um und suche die Umgebung ab. Die rötliche Färbung des Himmels ist einem kühlen Blau gewichen.

Neben dem Kupfergestank hängt noch immer der Geruch eines Schmiedefeuers in der Luft. Ich greife tief in den offenen Kadaver, in die aufgeschnittene Bauchhöhle, trenne ein weiteres Stück Fleisch

heraus, packe es zu den anderen. Meine Arme sind von den Fingerspitzen bis zu den Ellbogen mit heißem Blut verschmiert.

Als ich gerade die Leber herauslöse, höre ich ein fernes Heulen, bei dem ich Gänsehaut bekomme. Ich beeile mich. Sobald die Bauchhöhle leer ist, konzentriere ich mich auf die Flanken des Tiers. An meiner Gürtelschlaufe baumelt ein kleiner Beutel mit Salz, doch es wird mich nur vor *einem* Dunkelgänger schützen, allenfalls vor zweien, wenn sie klein sind. Während das Heulen zu einem Brüllen wird, erstarrt mein Körper, und mein Herzschlag gerät ins Schlingern, wie auf dem Scheitelpunkt einer schwarzen Woge.

Mir bleibt keine Zeit mehr.

Mit einer geschmeidigen Bewegung ziehe ich schweißgebadet den schweren Mantel aus und anschließend meine blutbefleckten Handschuhe. Ich beiße die Zähne zusammen, während mich ein quälender Schauder überläuft. Es ist verflucht kalt, zu kalt. Eine tödliche Kälte. Ich nehme eine trockene Wolltunika, in die ich die Weinflasche in meiner Schultertasche eingewickelt hatte, und ziehe sie mir hastig über den Kopf. Bei den Göttern, ich bin nicht zwei Wochen durch diese trostlose Ödnis gezogen, nur um hier den Tod zu finden. Und wenn ich nicht mit dem Fleisch nach Hause zurückkehre, wird Elora ein ähnliches Schicksal ereilen.

Sobald ich mich meiner blutverschmierten Kleidung entledigt habe, stopfe ich alles unter den Kadaver und klettere dann auf den höchsten Baum, den ich finden kann. Die gefrorene Rinde beißt mir in die wunden Handflächen. Hoch, hoch hinauf auf den höchsten Ast, er ächzt unter meinem Gewicht. Meine Fingerknöchel knacken, als ich die Hände zu Fäusten balle und an meinem warmen Bauch reibe. Mein Magen knurrt.

Wenige Augenblicke später taumelt der Dunkelgänger ins Tal, doch er ist nur undeutlich zu erkennen. Schattenfetzen, tiefschwarze Schwaden vor blendendem Weiß. Er untersucht den erlegten Elch eine Weile, dann streift er in der Umgebung umher. Ein buckeli-

ger, gekrümmter Rücken, der schwebende, peitschende Schwanz. Ich presse die Kiefer aufeinander, damit ich nicht mit den Zähnen klappere.

Der Schattenwall – die Grenze, die die Graulande vom angrenzenden Totenreich trennt – soll die Dunkelgänger an ebenjenes Gebiet binden. Und doch erzählen die Leute in der Stadt von Löchern in der Barriere, von Rissen, durch die die Ungeheuer wieder ins Land der Lebenden gelangen können und Jagd auf die Seelen machen, von denen sie sich ernähren.

Der Dunkelgänger ist nicht im eigentlichen Sinne lebendig, doch er kann die kürzlich entwichene Seele des Elchs wittern. Ich hoffe inständig, dass dies ausreichen wird, um ihn von mir abzulenken. Eigentlich hätte aus dem Fell ein neuer Mantel für Elora werden sollen, auch wenn der Saum meines eigenen völlig zerrissen ist. Aber mir bleibt keine Zeit, das Tier zu häuten.

Schließlich macht sich das Untier davon. Eine ganze Weile lang warte ich mit angehaltenem Atem, bis die schneidend kalte Luft rein ist. Erst dann klettere ich vom Baum.

Vom Kadaver des Elchs steigt Dampf auf. Die Hälfte des Fleischs ist noch dran – Essen für zwei Monate. Sosehr es mich schmerzt, es zurückzulassen, kann ich es doch nicht riskieren, die Arbeit zu Ende zu bringen, denn der Dunkelgänger ist zu nahe. Ein Monatsvorrat wird reichen müssen, und mit etwas Umsicht können Elora und ich womöglich sogar noch länger damit auskommen. Vielleicht wird ein anderes halb verhungertes Tier auf die Überreste des Elchs stoßen.

Nachdem ich meinen Mantel und die Handschuhe übergestreift habe, lege ich mir die Schultertasche um und mache mich auf den fünfzehn Meilen langen Fußmarsch zurück nach Edgewood, stöhne unter der schweren Last. Nach drei Meilen habe ich kein Gefühl mehr in den Füßen, Gesicht und Hände sind wie taub. Der Wind lässt nicht nach, ganz egal, zu wie vielen Göttern ich bete. Sie müssen wissen, dass ich den Glauben verloren habe.

Ich brauche den ganzen Tag. Der Abend kommt und breitet ein dunkelviolettes Tuch über den Wald. Als nur noch zwei Meilen vor mir liegen, höre ich es. Das tief, klagende Dröhnen eines Widderhorns steigt aus dem Tal auf und lässt mein Herz gefährlich schnell schlagen. Der Himmel hat nahendes Unheil verkündet, und es hat sich bewahrheitet.

Der Nordwind kommt.



Vor langer Zeit waren die Graulande noch als die Grünlande bekannt. Vor dreihundert Jahren war dieser Flecken Erde voller Leben, mit üppigem Pflanzenwuchs, klarem Wasser, das über Felsen plätscherte, mit Elchfamilien und Rotwildrudeln und Singvögeln wie dem, nach dem ich benannt wurde. Hunger war damals unbekannt, denn an Nahrung herrschte kein Mangel. Den Städten ging es sehr gut, und der Wohlstand breitete sich auch in die umliegenden Ortschaften aus. Selbst die Flüsse waren zahlreich, sie flossen munter nach Süden ins Tiefland, und in ihnen wimmelte es von Süßwassermuscheln und Forellen, die man an den Ufern fing und verkaufte.

Der Wandel vollzog sich nicht von einem Tag auf den anderen. Er geschah nach und nach, wie das Abnehmen des Mondes, nach dem Wachstum ein Schwinden, ein Verblasen, bis das Licht fast gänzlich erloschen war. Über die Jahre verkürzten sich die Sommer, und die Winter wurden länger und härter. Der Himmel verdunkelte sich. Die Erde gefror steinhart. Die Sonne versank hinter dem Horizont, monatelang bekam man sie nicht mehr zu Gesicht.

Dann erschien wie von Geisterhand der Schattenwall. Niemand kannte seinen Ursprung, geschweige denn seinen Zweck. Und die Dunkelgänger, lebende Albträume, tauchten auf. Wir schlügen sie in die Flucht, doch sie kamen in Scharen wieder, als würde sich die Dunkelheit zusammenrotten. Schließlich hüllte der Winter das

Land ein, und nicht einmal die Sonne konnte seine eisige Haut zum Tauen bringen.

Edgewood und die umliegenden Städte litten Hunger, denn das Getreide verkümmerte, die Flüsse froren zu, das Vieh kam um. In diesen düsteren Jahren entstanden Gerüchte. Ein Gott, so sagte man, lebe im Totenreich jenseits des Schattenwalls. Er nenne sich Boreas, der Nordwind. Er sei derjenige, auf dessen Geheiß der Schnee vom Himmel falle und der die Kälte herbeirufe. Alle, die in den Graulanden leben, kennen ihn als den Frostkönig.

Während das Zwielicht zu tiefem Schwarz wird, erreiche ich Edgewood. Eine niedrige Steinmauer, auf die Salz gehäuft wurde, umschließt das bescheidene Städtchen mit seinen Strohdächern und den eisigen Lehmbehausungen. Durch den Wald mögen zwar Dunkelgänger streifen, aber solange ich mich innerhalb des Schutzzring aus Salz befinde, bin ich in Sicherheit.

In der Stadt röhrt sich nichts. Die Fensterläden wurden geschlossen, die Lampen gelöscht. Schatten kriechen in die Ritzen im Pflaster der holprigen Straße.

Als ich an einem der öffentlichen Salzeimer vorbeikomme, der an einem Pfahl hängt, fülle ich rasch meinen Vorrat auf. Schmale Trampelpfade winden sich durch den Schnee, der den geräumten Platz umgibt; der Boden ist grau und matschig, weil so viele Leute hier entlanggegangen sind. Als ich die Zypresse und ihre runden Zapfen sehe, gehe ich schneller über den nun menschenleeren Platz. Meiner Schwester und mir bleibt nicht viel Zeit zur Vorbereitung.

Unsere Hütte steht, geschützt von längst abgestorbenen Bäumen, auf einem kleinen Hügel. Ich eile hinein und schließe mit einem Fußtritt hinter mir die Tür. »Elora?«, rufe ich.

Die Wärme des Herdfeuers taut mein steif gefrorenes Gesicht auf. Die Holzdielen ächzen unter meinen Stiefeln, während ich Bogen und Köcher neben der Tür abstelle und durch die beengte Behausung gehe. Weil es in unserer Hütte nur drei Räume gibt, ist meine Suche schon nach weniger als zehn Herzschlägen vorbei.

Die Hütte ist leer.

Starr vor eisigem Schreck bleibe ich wie angewurzelt stehen. Der Frostkönig kann doch noch nicht gekommen sein. Es ist noch zu früh.

Ein weiteres Hornsignal warnt uns, dass der König die Grenze zu den Graulanden überquert hat. Der Schattenwall liegt selbst zu Pferd mehrere Wegstunden entfernt, und unsere Hütte ist am weitesten vom Zugang zur Stadt entfernt, bescheiden und leicht zu übersehen. Aber was, wenn ich mich irre? Wenn er Elora geholt hat, dann bleibt mir nichts mehr.

Ich gehe hastig in die Küche, stütze mich auf den wackligen dreibeinigen Tisch. Meine blutgetränkte Schultertasche fällt mit einem schmatzenden Geräusch zu Boden.

Wenn er Elora als sein Opfer erwählt hat, wann sind sie dann von hier aufgebrochen? Sie müssen sich auf den Weg nach Norden gemacht haben. Zu Fuß könnte ich sie noch einholen, außerdem gäbe es immer noch Miss Millies Pferd. Ich habe meinen Bogen. Fünf Pfeile im Köcher. *Kehle, Herz, Bauch*. Wenn ich alle verschieße, würde das reichen, um einen Gott zu töten?

Die Tür öffnet sich, und meine Schwester kommt herein, schüttelt sich den Schnee von der Filzkappe.

Ich bin so erleichtert, dass es mir die letzte Kraft raubt. Meine Knie werden weich, krachen auf die Dielen. »Du –« Ich verstumme. »Tu das nie wieder!«

Elora, die dabei ist, die Tür zu schließen, hält inne und legt vor Verwunderung das hübsche Gesicht in Falten. »Was soll ich nie wieder tun?«

»Verschwinden!«

»Sei nicht albern, Wren.« Sie schnieft, wischt sich Flocken von den Schultern. Ein langer, etwas zerzauster tannenzapfenbrauner Zopf hängt ihr bis auf den Rücken hinunter. »Das Feuerholz geht zur Neige. Und die Axt ist übrigens noch immer kaputt.«

Stimmt. Eine weitere Aufgabe auf meiner Liste. Das Werkzeug

braucht einen neuen Griff, doch um den anfertigen zu können, benötige ich eine funktionierende Axt. Elora würde natürlich nicht im Traum daran denken, sie selbst zu reparieren.

Ich seufzte tief, erhebe mich und schaue zum Schrank. Auf Eloras missbilligenden Blick hin wende ich mich ab, auch wenn meine Kehle danach verlangt. »Versprich mir, dass du nie wieder verschwindest, ohne mir vorher Bescheid zu sagen.« Ich fange an, auf und ab zu gehen. Das mache ich öfter, es gibt mir das Gefühl, die Kontrolle zu haben. »Ich dachte, er hätte dich mitgenommen. Ich war schon drauf und dran, ein Pferd zu stehlen. Und ich habe überlegt, wie man einen Unsterblichen am besten umbringt.«

»Du übertreibst.«

Als wäre die Angst um meine Schwester bedeutungslos. »Nein. Ich bin ...« *Fuchsteufelswild* kommt mir in den Sinn. Laut Ma habe ich das Licht der Welt nicht friedlich erblickt. Nein, die Hebamme musste mich förmlich aus dem Mutterleib herausreißen, weil ich mich so sehr gegen die Geburt gesträubt hatte.

»... zielstrebig«, führe ich den Satz leichthin zu Ende und streiche mir eine Haarsträhne hinter das Ohr.

Elora runzelt die Stirn. Ich bin mir sicher, das hat sie sich bei mir abgeschaut. Doch auch wenn wir beinahe gleich aussehen, schlagen unsere Herzen nicht im selben Takt. Ihre dunklen Augen sind wie Leben spendende Kohlen. Meine blicken distanziert, misstrauisch, argwöhnisch. Eloras Haut ist von einem tiefen Umbrabraun und makellos; der Kontrast zu der wulstigen Narbe, die meine rechte Wange verunziert, könnte nicht größer sein. Eloras dunkles Haar ist vollkommen glatt, während meines sich zu meinem Ärger immer wieder wellt. Sie ist meine Zwillingschwester und doch in jeder Hinsicht das Gegenteil von mir.

Wenn ich Elora ansehe, ist es, als würde ich in den Spiegel blicken – einen Spiegel, der mir den Menschen zeigt, der ich einmal war, bevor wir beide zu Waisen wurden. Und jetzt? Nun, ich hatte schon öfter Blut an den Händen, als ich zugeben möchte. Ich habe

Männer umgebracht, meinen Körper verkauft, wieder und wieder gestohlen, und das alles für ein wenig zu essen oder Wärme oder Geld, oder für die getrockneten Kräuter, die Elora so gern zum Kochen verwendet. So eine Kleinigkeit, und doch etwas Besonderes und Kostbares für sie.

Elora ahnt von alldem nichts. Sie ist zu sanftmütig für diese Welt, zu gut. Sie würde im Totenreich nie überleben.

»Wir können hier nicht bleiben«, sage ich. Fürs Packen werden wir nicht lange brauchen, denn wir besitzen ja kaum etwas.

»Was?« Sie weicht zurück. »Wann hast du das beschlossen?«

»Gerade eben.« Wir gehen nach Süden, Westen, Osten gehen. Überallhin, nur nicht nach Norden, wo sich das Totenreich befindet.

Sie lächelt müde. »Natürlich.«

»Komm mit.« Ich drehe mich um und fasse sie an den schmalen Händen. »Wir gehen für immer von hier weg, beginnen woanders von vorn –«

»Wren.« Langsam löst Elora ihre Finger aus meinem Griff. Sie hatte von uns beiden immer den nüchterneren Blick auf die Dinge. »Du weißt, dass das nicht geht.«

Der Nordwind kommt alle paar Jahrzehnte hierher. Aus Gründen, die niemand kennt, wird eine Frau als Gefangene den Schattenwall durchqueren. Eine Frau stirbt, damit die anderen am Leben bleiben können. Außer Elora gibt es wenig in diesem Leben, das ich liebe, und ich frage mich, ob mir bald noch mehr Leid bevorsteht.

Vor einer Woche hat jede Frau zwischen achtzehn und fünfunddreißig Jahren ein Holzstäbchen gezogen, um diejenigen zu bestimmen, die man als Opfer anbieten wird. Sieben arme Seelen zogen die kurzen Hölzchen, darunter meine Schwester. Sollte sie versuchen, ihrem Schicksal zu entkommen, wird man sie zum Tode verurteilen. So lautet das Gesetz von Edgewood.

»Das ist mir egal«, zische ich, und Tränen brennen in meinen Augen. »Wenn er dich holt ...«

Ihr Blick wird sanft. »Das wird nicht geschehen.«

»Wenn du das glaubst, dann bist du eine Närrin.« Elora ist die schönste Frau in unserem Dorf. Jede zweite Woche hält ein Mann um die Hand meiner Schwester an. Aus mir unbekanntem Grund hat sie bisher kein Angebot angenommen. Die offenkundige Sorglosigkeit über die herannahende Bedrohung zeigt nur zu deutlich, wie unterschiedlich wir unsere Prioritäten setzen, und bekräftigt aufs Neue unsere über Jahre verfestigten Rollen.

Elora und ich waren gerade einmal fünfzehn, als wir, frisch verwaist, die ganze Last der Verlassenheit kennenlernen; vor uns lagen beängstigende Jahre wie ein endloser finsterer Pfad. Damals lernte ich, mit Pfeil und Bogen umzugehen. Und ich erlegte Dunkelgänger, damit Elora ruhig schlafen konnte. Dazu hatten mich meine Eltern schließlich erzogen: zur Wächterin, zur Beschützerin. Wieso sollte Elora sich Sorgen machen, wenn ich doch da war, um sie zu beschützen? Aber selbst ich kann mich nicht einem Gott entgegenstellen und dabei siegen.

Elora geht zu einer der Kisten an der Wand. Sie hebt den Deckel, sodass der kümmerliche Inhalt zum Vorschein kommt – Salzfleisch für zwei Tage, höchstens. Sie reicht mir einen Streifen. »Bitte iss etwas. Nach dem weiten Weg musst du doch Hunger haben.«

»Mir geht es nicht gut.«

»Dann setz dich hin. Vielleicht hilft das.«

Ich brauche keinen Stuhl. Die Strapazen sitzen mir so tief in den Knochen, dass ich sie nicht mehr abschütteln kann. Und so gehe ich zum Schrank, in dem der Wein steht, nehme mir eine Flasche und entkorke sie. Sobald das Getränk meine Zunge benetzt, löst sich der wütende Knoten in meinem Rücken und mein Kopf wird wieder klar. Noch zwei Schlucke, und ich werde ruhiger.

»Wren.«

Ich umfasse die Flasche fester, nehme noch einen Schluck, verziehe das Gesicht, als die säuerliche Flüssigkeit mir die Kehle hinunterrinnt. »Spar dir deine Missbilligung. Ich kann sie jetzt nicht gebrauchen.«

»Das ist nicht gesund.«

»Und einem rachsüchtigen Gott unsere Frauen zu opfern, ist auch nicht gesund«, schnaube ich. »Wir tun, was wir tun müssen.«

Sie seufzt, als ich an ihr vorbeigehe und den Wein in den Schrank zurückstelle. Ich ignoriere es. So läuft diese Unterhaltung jedes Mal ab. Elora bittet mich um Dinge, die ich ihr nicht gewähren kann. Sie verlangt zu viel von mir.

Ich greife in die Innentasche meines Mantels und ziehe ein zusammengefaltetes Wolltuch heraus. »Unterwegs bin ich bei einem Händler vorbeigekommen. Du hast erwähnt, dass dein Schal abgetragen ist.«

Als sie das Geschenk sieht, hellt ihre Miene sich auf. Wir besitzen so wenig. »Was ist das?«, fragt sie entzückt, während sie den Schal entfaltet. Das eingestrickte Wellenmuster bildet ein großes Meer, auch wenn wir nie ein anderes Gewässer mit eigenen Augen gesehen haben als den zugefrorenen Les, den Fluss, der die Graulande vom Totenreich trennt.

»Der ist wunderschön«, ruft sie begeistert undwickelt sich den blauen Schal um den Hals. »Wie sehe ich aus?«

»Sehr hübsch.« Kann man meine Schwester noch anders beschreiben? »Hält er warm?«

»Ja, sehr.« Sie zupft ihn etwas zurecht, dann hält sie inne. »Und was ist das da?« Sie deutet auf das etwa handtellergroße Buch, das aus meiner Manteltasche lugt.

Ich erstarre. »Ach, das?« Ein unbefangenes, beiläufiges Lächeln. »Nichts.«

Elora zieht es aus meiner Tasche, schaut sich den Einband an. Das Buch ist so alt, dass die Seiten nur noch von wenigen Fäden zusammengehalten werden. »*Die Leidenschaft des Königs*. Ein Liebesroman?« Sie grinst. »Ich hätte nicht gedacht, dass du Liebesgeschichten magst.«

Mir steigt die Röte ins Gesicht. »Tu ich gar nicht, aber ich hab es zu einem guten Preis bekommen.« Das ist nur die halbe Wahrheit.

»Ach so«, sagt sie, als würde all das Sinn ergeben. Elora soll glauben, was sie will. Ich habe ihr nie einen Grund gegeben, etwas anderes anzunehmen. Da meine Schwester kaum liest, gehören die meisten Bücher in unserer Hütte mir. Die festen Leineneinbände verbergen die Geschichten, die auf ihren Seiten versteckt sind, gut. Das Letzte, was ich will, ist, dass Elora *Die Leidenschaft des Königs* entdeckt, oder was auch immer ich gerade lese.

Das Hornsignal ertönt zum dritten Mal, lässt die Wände unserer Kate erbeben.

Ich schaue Elora an. Sie erwidert meinen Blick.

»Es ist gleich so weit«, flüstert sie.

Ich balle die Hände zu Fäusten, damit sie nicht länger zittern. Morgen wird Edgewood eine Einwohnerin weniger haben. Der Frostkönig hat mir viel genommen, und jetzt droht er mir auch noch das zu nehmen, was ich am meisten liebe. »Elora, bitte«, sage ich mit brechender Stimme. »Du bist alles, was ich noch habe.«

Ich beuge das Knie vor niemandem, aber wenn es sein muss, werde ich um das Leben meiner Schwester betteln. Mein eigenes ist nicht von Bedeutung. Ich gehöre nicht zu den Frauen, die man dem König als Opfer anbietet. Und durch meine Narbe bin ich wenig begehrenswert.

»Alles wird gut.« Sie kommt um den Tisch herum und schließt mich in eine liebevolle Umarmung. Ihr Haar duftet nach Salbei, süß und erdig. »Heute Abend, wenn der König fort ist, backen wir beide zur Feier des Tages einen Kuchen. Wie wäre das?«

Meine Augen werden schmal. »Wie sollen wir einen Kuchen backen, wenn wir gar kein Mehl mehr haben?« Und keinen Zucker. Und eigentlich auch alles andere nicht, was man dafür benötigt. Aus Schnee und Steinen lässt sich kein Kuchen zaubern.

Elora lächelt nur geheimnisvoll. »Es gibt Mittel und Wege.«

Ich habe eine Schwäche für Kuchen, aber der Gedanke daran reicht nicht aus, um mein Unbehagen zu vertreiben. Heute liegt ein Geruch nach Fäulnis in der Luft.

»Mir gefällt das alles nicht«, sage ich leise.  
Eloras Lachen erinnert mich an den Klang eines Windspiels.  
»Wren, dir gefällt doch selten etwas.«  
»Das stimmt nicht.« Ich bin nur wählerischer, wenn es darum geht, meine Begeisterung auszudrücken.  
»Komm.« Sie zerrt mich zur Eingangstür, setzt sich die Kappe wieder auf und zieht mir die Kapuze über den Kopf. »Miss Millie braucht sicher Hilfe bei den letzten Vorbereitungen. Alles muss perfekt sein.«



Der Nordwind wird mit einem Festmahl zu seinen Ehren empfangen. Eigentlich müsste es eine Vielzahl an Gängen geben – als wäre es ein Grund zum Feiern, ausgewählt und ins Totenreich verschleppt zu werden. Aber die Wahrheit ist, dass es Edgewood Jahr für Jahr schlechter geht. In der gefrorenen Erde wächst nichts. Das Vieh ist, bis auf ein paar halb verhungerte Ziegen, verendet.

Daher lässt sich dieses Gastmahl bestenfalls alsdürftig bezeichnen. Edgewood kann nicht mit einem großen Ballsaal aufwarten, in dem der König bewirtet wird, es gibt kein Spanferkel, das man am Spieß braten könnte, und auch keine opulente Auswahl an kandiertem Fleisch oder feinem Wurzelgemüse. Stattdessen werden harte Beeren von immergrünen Pflanzen gesammelt, entkernt und zu einer sauren Soße in der Farbe von Blut zerstoßen. Es gibt Suppe: gesalzenes, mit welken Kräutern gewürztes Wasser. Das von einer alten Ziege stammende Fleisch ist das Unappetitlichste, was ich je in meinem Leben gesehen habe.

Ich hoffe, der König erstickt daran.

Die Speisen mögen nicht nach seinem Geschmack sein, aber er kommt ja auch nicht wegen des Essens. Die sieben Frauen, die die kurzen Hölzchen gezogen haben, allesamt hübsch und makellos, kommen gerade im Versammlungshaus zusammen, wo man für

das Mahl eine lange Tafel gedeckt und ein Kaminfeuer entzündet hat. Sie tragen ihre beste Kleidung. Wollene Kleider, an der Taille mit einem Gürtel gerafft; die frisch gewaschenen Haare gekämmt und geflochten; lange, dicke Strümpfe und ramponierte feine Schuhe. Die Frauen haben die Spuren des Windes, der ihre Haut austrocknet, mit Ölen und getönten Cremes verschwinden lassen. Ich lächle bitter. Mein Makel lässt sich nicht so leicht verstecken.

»Wie sehe ich aus?«

Ich drehe mich zu Elora um. Ein blaues, knielanges Kleid, das ich vor Jahren genäht habe, umschmeichelt ihren schmalen Körper, und schwarze Strümpfe bringen ihre schlanken Beine zur Gel tung. Die schwarzen Wimpern an ihren gesenkten Lidern haben einen natürlichen Schwung. Eloras Rosenknospenmund zuckt vor Nervosität.

Obwohl ich mir alle Mühe gebe, bringe ich nur ein Krächzen hervor: »Wie Ma.«

Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Sie nickt knapp.

Je länger ich meine Schwester anstarre, desto mehr krampft sich mein Magen zusammen. Er wird sie mitnehmen. Sie ist zu hübsch, um seiner Aufmerksamkeit zu entgehen.

Miss Millie, eine Frau in mittlerem Alter, die fast genauso gern tratscht, wie sie ihren Mann betrügt, kommt mit zwei Holzkrüppen in den Händen aus der Küche. Sie hat blutunterlaufene Augen, und die geröteten Wangen verraten ihre wachsende Verzweiflung. Ihre älteste Tochter ist unter den sieben. »Die Gläser«, herrscht sie mich an.

Ich fülle die Trinkgläser mit Wasser. Verflucht, meine Hände zittern. Die Frauen drängen sich in einer Ecke zusammen wie Rehe in der Kälte. Sie sprechen kein Wort. Was gibt es auch zu sagen? Wenn dieses Mahl zu Ende ist, wird eine von ihnen erwählt, und diese Frau wird nicht mehr zurückkehren.

Miss Millies Jüngster, ein Junge von zwölf Jahren, zündet die

letzte Lampe an. Draußen hinter den Fensterläden versammeln sich die Leute auf dem Platz und warten auf die Ankunft des Königs. Sein letzter Besuch liegt mehr als dreißig Jahre zurück, damals waren meine Schwester und ich noch gar nicht geboren. Er nahm eine Frau namens Ada mit auf die andere Seite des Schattenwalls. Sie war gerade einmal achtzehn.

Während ich die Falten in der weißen Tischdecke glätte, höre ich es – das Klappern von Hufen auf Pflastersteinen.

Die Frauen drängen sich dichter zusammen, fassen einander an den Händen. Alle schweigen. Halten den Atem an. Elora und ich wechseln einen Blick quer durch den Raum.

Ich könnte es tun. Meine Schwester bei der Hand nehmen, mit ihr durch die Küche fliehen und beten, dass der Schnee unsere Spuren verbirgt, wenn die Einwohner losgeschickt werden, um Elora ihrer Strafe zuzuführen.

»Setzt euch«, zischt Miss Millie und gibt den Frauen das Zeichen, ihre Plätze an der Tafel einzunehmen. Lärm erfüllt den Raum – scharrende Stuhlbeine und flüsternder Stoff und das gefürchtete Hufgeklapper, das immer näher kommt.

Ich bin bereits auf halbem Weg zu Elora, als Miss Millie mich am Arm packt. Ihre Fingernägel graben sich mir schmerhaft in die Haut. Ich kann sie nicht abschütteln. »Lass mich los.«

»Es ist zu spät«, sagt sie leise. Ihr von grauen Strähnen durchzogenes Haar klebt ihr im runden, schweißnassen Gesicht. Die Falten links und rechts von ihrem Mund vertiefen sich.

»Es ist noch Zeit. Leih uns dein Pferd. Wir nehmen deine Tochter mit ...«

Schritte.

Miss Millie schiebt mich in eine Ecke, da öffnet sich die Eingangstür. Die Scharniere ächzen wie ein verwundetes Tier. Die Frauen am Tisch zucken zusammen, weichen auf ihren Stühlen zurück, als ein Windstoß hereinfegt, der die Hälfte der Lampen zum Flackern bringt und den Raum nahezu in Dunkelheit taucht. Wie er-

starrt und mit trockenem Mund presse ich mich an die gegenüberliegende Wand.

Eine hochgewachsene Gestalt mit Mantel und Kapuze, die sich schwarz von den Schatten abhebt, tritt in den Raum – allein.

Der König beugt den Kopf, denn die Gebäude haben niedrige, schräge Decken, um die Wärme zu halten. Als er sich wieder zu voller Größe aufrichtet, berührt sein Scheitel die Deckenbalken, doch die Kapuze scheint verdichtete Dunkelheit zu enthalten. Darin glühen zwei helle Punkte.

Miss Millie, die Arme, tritt hastig vor. Ihr Gesicht ist bleich vor Angst. »Herr?«

Unvermittelt hebt er die Hand. Jemand schreit leise auf.

Doch der König schiebt bloß seine Kapuze zurück und gibt die Sicht auf ein so schmerzlich schönes Gesicht frei, dass ich ihn nur kurz anschauen kann, bevor ich den Blick abwenden muss. Und doch vergehen nur wenige Momente, bis ich wieder zu ihm sehe, von einem schwer benennbaren Zwang getrieben, ihn genauer in Augenschein zu nehmen.

Sein Gesicht wirkt wie aus Alabaster gehauen. Der schwache Lampenschein erhellt seine glatte Stirn, die markanten Wangenknochen und die gerade Nase, das wie gemeißelt wirkende Kinn. Und sein Mund ... nun, ich habe noch nie einen schöneren Mund bei einem Mann gesehen. Sein kohlschwarzes Haar, das alles Licht zu verschlingen scheint, trägt er zu einem kurzen Pferdeschwanz im Nacken zusammengebunden. Seine Augen leuchten blau wie Gletschereis, haben etwas irritierend Eindringliches.

Ich greife nach einem Messer auf dem Tisch, halte den Griff fest umklammert und wage kaum zu atmen. Ob ich es unter diesen Umständen vermag, weiß ich nicht. Der Frostkönig ist das Schönste, was ich jemals erblickt habe, und auch das Widerwärtigste. Ich brauche meine ganze Selbstbeherrschung, um ihm die Klinge nicht ins Herz zu stoßen. Falls er eins hat.

Der Frostkönig macht einen weiteren Schritt in den Raum, und

die Frauen erheben sich hastig. Er hat noch kein Wort gesagt. Das ist auch nicht nötig. Ihre Aufmerksamkeit hat er bereits, und meine ebenfalls. Wir haben uns auf diesen Moment vorbereitet.

Aus der kühlen Verachtung zu schließen, mit der er die Oberlippe verzieht, missfällt ihm, dass man ihn nicht gebührend willkommen heißt. Er trägt perfekt passende Handschuhe aus glattem, schwarzem Leder. Unter seinem Mantel aus schwerem Stoff zeichnen sich breite Schultern ab. Als er ihn ablegt, kommt eine faltenfreie Tunika in der Farbe einer Regenwolke zum Vorschein, auf der eine Reihe silberner Knöpfe zu dem eng anliegenden Kragen hinaufführt. Dazu trägt er schmal geschnittene, anthrazitfarbene Hosen und wettergegerbte Stiefel. An der Hüfte hängt ein Dolch.

Mein Blick wandert zu seiner rechten Hand, in der er einen Speer mit einer steinernen Spitze hält. Ich bin mir sicher, dass er einen Augenblick zuvor noch nicht da war. Als die Waffe einen Herzschlag später wieder verschwindet, seufzen viele der Frauen erleichtert auf.

Mein Griff um das Messer lockert sich. Es fällt klirrend zu Boden, und Miss Millie erschrickt und flüchtet sich in Geschäftigkeit. Sie nimmt dem König den Mantel ab, hängt ihn an einen Haken neben der Tür und schiebt einen Stuhl am Kopfende des Tisches zurück. Die Stuhlbeine scharren auf dem Boden, und der Frostkönig nimmt Platz.

Die Frauen ebenfalls.

»Willkommen in Edgewood, Herr«, sagt Miss Millie leise. Ihr Blick huscht für einen Moment zu der Frau direkt zu seiner Linken – ihrer Tochter. Die Frauen haben erneut Hölzchen gezogen, um festzulegen, welche armen Seelen während des Essens neben ihm sitzen sollten. Glücklicherweise ist Elora am anderen Tischende platziert.

»Wir hoffen, Euch mundet das Mahl, das wir für Euch zubereitet haben.« Unbeeindruckt mustert der König die Speisen. »Leider ist unsere Ernte in den letzten Jahren mager ausgefallen.«

Sie meint eigentlich: *ganz ausgefallen*.

»Diese Suppe ist eine hiesige Spezialität ...«

Schweigend hebt er die Hand, und Miss Millie verstummt, ihre zitternden Wangen verraten, dass sie schluckt. Anscheinend hat er beschlossen, dass das genügt.

Es ist das längste, qualvollste Abendessen, das es je gegeben hat. Die Gläser klinke, während Miss Millie und ich Wein nachschanken und schmutzige Servietten gegen frische austauschen. Niemand sagt ein Wort. Bei den Frauen kann ich es verstehen; keine von ihnen möchte die Aufmerksamkeit des Königs auf sich ziehen. Doch für unseren Gast gibt es keine Entschuldigung. Sieht er denn nicht, dass wir ihm das Wenige darbieten, das wir haben? Und kein einziges wertschätzendes Wort?

Elora röhrt ihr Essen kaum an. In dem Versuch, sich kleiner zu machen – wie ich ihr geraten habe –, beugt sie sich über ihr Gedeck, doch sie entgeht der Aufmerksamkeit des Frostkönigs nicht. Wieder und wieder kehrt sein Blick zu ihr zurück.

Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Als der Druck auf meiner Brust unerträglich zu werden droht, flüchte ich in die Küche, taste nach der Feldflasche in meinem Hosenbund und nehme einen großen Schluck. Meine Augen brennen von dem Feuer, das sich wie eine Befreiung, eine Erlösung anfühlt. Wir hätten fliehen sollen, als es noch ging. Jetzt ist es dafür zu spät.

Ich atme tief durch und gehe zurück in den Raum mit der Tafel. Während das Abendessen sich quälend lange hinzieht, schenke ich den Wein nach. Die Frauen trinken ein Glas nach dem anderen, rote Tropfen benetzen ihre blutleeren Lippen, ihre Wangen glühen. Meine Kehle schmerzt vor unbändigem Verlangen. Erst die Hälfte des Essens ist vorüber, und meine eigene Flasche ist bereits leer.

Der Frostkönig röhrt seinen Wein kaum an. Mir soll es egal sein. Ich habe nicht das geringste Bedürfnis, ihn in irgendeiner Weise zu bedienen, es sei denn, um ihm den Weg zur Tür zu weisen.

Unglücklicherweise sieht Miss Millie das anders. »Herr, schmeckt Euch der Wein etwa nicht?« Ihre Beflissenheit verursacht mir Übelkeit. Bestimmt glaubt sie, wenn sie ihn freundlich behandelt, würde seine Wahl nicht auf ihre Tochter fallen, sondern auf eine andere.

Als Reaktion auf ihre Worte führt er die rubinrote Flüssigkeit an die Lippen und trinkt den Wein aus, wobei er gelangweilt über den Glasrand schaut. Es ist, als wäre in seinen Pupillen nur ein Überbleibsel von Licht, kein Licht selbst.

Also muss ich mich nun doch um seine Wünsche und Bedürfnisse kümmern. Ich trete an seine Seite, mache mich daran, das Glas aufzufüllen. Dabei stoße ich gegen seinen Arm, und der Wein schwappt ihm auf den Schoß.

Das Blut gefriert mir in den Adern.

Der Blick des Frostkönigs wandert langsam vom Fleck, der sich auf seiner Tunika ausbreitet, zur Flasche, die ich noch immer in der Hand halte, bevor er schließlich auf meinem Gesicht verweilt. Von seinen blassblauen Augen geht eine alles verschlingende Kälte aus, die meine Narbe streift. In der wulstigen, verhärteten Haut habe ich schon lange kein Gefühl mehr, doch ich könnte schwören, unter seinem eindringlichen Blick fängt sie an zu kribbeln, als wäre seine Aufmerksamkeit eine Berührung.

»Entschuldige dich beim König!«, verlangt Miss Millie schrill.

Was ist ein wenig verschütteter Wein verglichen mit dem Verlust eines Lebens?

Nein, mir wird keine Bitte um Vergebung über die Lippen kommen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie ihm viel bedeuten würde. »Nur, wenn er sich dafür entschuldigt, dass er unsere Frauen raubt.«

Irgendjemand schnappt hörbar nach Luft. Der König sieht mich prüfend an, als wäre ich ein kleines Tier, doch ich bin keine Beute.

»Herr, ich möchte für ihr ungehöriges Verhalten um Verzeihung bitten ...«

Er hebt seine Hand mit den schmalen, langen Fingern, während

er mich weiterhin unverwandt ansieht. Miss Millie verstummt.  
»Wie heißt du?«

Selbst seine Stimme verrät seinen Status. Sie ist tief, leise und beängstigend emotionslos.

Auf mein Schweigen hin rutschen ein paar der Frauen besorgt auf den Stühlen herum. Trotz des Feuers im Kamin sinkt die Temperatur im Raum weiter. Aber auch wenn der Nordwind ein Gott ist, werde ich nicht klein beigegeben. Wenn ich schon sonst nichts habe, so bleibt mir immer noch mein Stolz.

»Nun?« Er tippt mit einem Finger auf den Tisch.

»Wren, Herr. Sie heißt Wren!« Elora beugt sich auf ihrem Stuhl nach vorn, hält die Armlehnen umklammert. Nach ihrem Gefühlsausbruch entweicht ihr ein gepresster Seufzer.

Frustriert knirsche ich mit den Zähnen und ein flaues Gefühl breitet sich in meinem Bauch aus. Genau das hatte ich befürchtet. Elora und ihr weiches Herz – nach ihrem Einwurf ist ihr die Aufmerksamkeit des Königs gewiss. Hätte ich mir von meinen Gefühlen nicht den Verstand vernebeln lassen, hätte ich das verhindern können.

»Wren«, wiederholt er. Wie elegant mein Name aus seinem Mund klingt. »Wie der Singvogel.«

In den Graulanden gibt es keine Singvögel. Sie sind alle verendet oder woandershin fortgezogen.

Nachdem er mein Gesicht eine Weile lang betrachtet hat, wendet er sich Elora zu. Am liebsten würde ich ihm die Augen auskratzen, so wie er sie ansieht und mit Blicken verschlingt. »Zwischen euch besteht eine gewisse Ähnlichkeit.«

»Ja, Herr.« Elora neigt respektvoll den Kopf. Am liebsten würde ich sie dafür ohrfeigen. »Wir sind Schwestern. Zwillinge. Ich heiße Elora.«

Er neigt den Kopf auf eine merkwürdige Weise, während er uns beide vergleicht. Ich bin mir sicher, dass ich nicht gut dabei wegkomme.

»Steh auf«, befiehlt er ihr.

Elora rückt ihren Stuhl nach hinten, doch ich fahre sie scharf an: »Bleib sitzen.«

Sie erstarrt, hält sich an der Tischkante fest und schaut zwischen dem Frostkönig und mir hin und her. Miss Millie scheint unterdessen einer Ohnmacht nahe.

In seinen kleinen Pupillen flackert ein unruhiges Licht, wie eine Kerzenflamme in der Dunkelheit. Der Frostkönig erhebt sich mit einer Geschmeidigkeit, die mich überrascht. Vermutlich hat sich ihm noch nie zuvor jemand widersetzt. Niemand war bis jetzt so dumm, es zu versuchen.

»Komm«, befiehlt er mit donnernder Stimme, und Elora geht zu ihm, demütig und widerstandslos. Sie so unterwürfig zu sehen, zerreißt mir das Herz. Wie kann er es wagen? Wir sind kein Besitz. Wir sind Menschen, mit Herzen, die in unserer Brust schlagen, mit Lungen, durch die Luft strömt, und wir ringen dieser verfluchten, eisigen Welt mühsam unser Leben ab.

Als Elora vor ihm stehen bleibt, hebt er mit einem Finger ihr Kinn an und sagt: »Elora aus Edgewood, du wurdest auserwählt und wirst mir bis an dein Lebensende dienen.«



Ich stürme quer durch den Raum zu Elora und stelle mich schützend vor sie. »Ihr werdet sie nicht mitnehmen.«

Ich hatte geahnt, dass es so kommen würde. Meine Schwester ist der Inbegriff von Lebendigkeit, und davon hat der Frostkönig in seinem Reich nur wenig. Ich hatte es jedoch geschafft, mir einzureden, es könnte noch eine passendere Kandidatin geben, Palomina vielleicht mit ihren Rehaugen und der beim Lächeln sichtbaren Zahnlücke. Oder Bryn, deren Lachen die trübseligsten Momente aufhellen kann. Aber nein. Es stand von Anfang an fest, dass er Elora auswählen würde, die Schönste von allen.

Der König behält mich im Auge wie eine Fliege, der man den Garaus machen will. »Du hast in der Sache nichts mitzureden. Sie gehört mir. Sie kommt mit mir.«

»Sie geht nirgendwohin.«

Die anderen Frauen sinken auf ihren Stühlen in sich zusammen, während sich der Konflikt zuspitzt. Etwas Schwarzes huscht durch den Blick des Königs und überdeckt für einen Moment das Blau seiner Iris.

»Wren.« Elora legt mir eine Hand auf den Rücken. »Es ist in Ordnung.«

»Nein.« Meine Stimme bricht. »Wählt eine andere.«

Die Miene des Frostkönigs verfinstert sich. Er scheint größer zu werden, auch wenn er sich gar nicht bewegt hat. Mein Instinkt sagt

mir, ich sollte mich kleiner machen, weniger bedrohlich. Plötzlich drückt eine harsche Windböe mit Wucht die Fensterläden auf, und der Duft von Zypressen erfüllt den Raum, vertreibt die Wärme. Ich bin sprachlos. Der König hält den Speer wieder in der Hand. Die steinerne Spitze zeigt nach oben, der untere Teil des Schafts ruht auf den krummen Holzdielen.

»Hüte dich, Sterbliche«, warnt er mich leise, »sonst bringst du mit deiner Unverschämtheit Unglück über diese Stadt. Ich habe meine Entscheidung getroffen. Sie steht fest. Und nun tritt bei-seite.«

»Das werde ich nicht.«

Seine Miene bleibt ausdruckslos. Der Speer aber beginnt zu summen, seine Spitze erstrahlt in gespenstischem Leuchten. Was für eine Macht steckt in dieser Waffe? Welches Unheil wird der König anrichten, wenn ich mich ihm weiter widersetze?

»Für jeden Moment, um den du meine Abreise verzögerst, wird eine dieser Frauen sterben«, sagt er.

Er packt Miss Millies Tochter, die schreiend versucht, von ihrem Stuhl aufzuspringen, doch er nimmt sie beim Kragen und zerrt sie rücklings über den Tisch. Essen und Wein besudeln ihr Kleid. Der Stuhl kippt um, Geschirr fällt zu Boden und zerbricht.

»Bitte nicht!«, kreischt Miss Millie mit schreckgeweiteten Augen wie ein gejagtes Tier. »Bitte nicht sie!« Durch die offenen Fenster sehe ich die Stadtbewohner, ihre bleichen, geisterhaften Gesichter. Miss Millies Tochter schafft es, sich dem Griff des Königs zu entwinden, doch einen Augenblick später bekommt er sie am Arm zu fassen.

Er nutzt ihren Schwung, um sie an sich zu ziehen, und hebt die Hand mit dem Speer, dessen Spitze perlschimmernd leuchtet.

»Halt!«, keucht Elora zu Tode erschrocken und tritt an mir vorbei. »Tut ihr nichts. Ich werde mit Euch kommen.« Mit großen, dunklen Augen sieht sie mich an, bittet mich stumm, mich ihr nicht in den Weg zu stellen.

Der Frostkönig blickt zu meiner Schwester und dann zu mir. »Du wirst ohne Widerstand mitkommen?« Auch wenn diese Frage an Elora gerichtet ist, behält er mich die ganze Zeit im Auge.

»Ja. Bitte verletzt nur niemanden.« Man muss ihr zugutehalten, dass sie sich dabei nicht vor Aufregung verhaspelt.

»Gut.« Er lässt seine Gefangene frei, die kraftlos in sich zusammensackt. Miss Millie eilt zu ihr, schließt ihre Tochter in die Arme, beide schluchzen aufgelöst.

Der Frostkönig reicht Elora die Hand. »Komm mit.«

Zitternd legt Elora ihre Hand in seine. Er zieht sie in Richtung der Tür.

Den einen Moment bin ich noch ruhig, im nächsten aber erfüllt mich ein solcher Hass, dass ich die Beherrschung verliere. Noch bevor ich bewusst die Entscheidung treffe, schnappe ich mir ein Messer vom Tisch und ramme es dem König in die Seite, versenke die Klinge in seinem Unterbauch.

Alle im Raum halten den Atem an.

Eine warme Flüssigkeit rinnt über meine Hand. Schwarz glänzend im schwachen Licht tropft sie zu Boden.

Das Gesicht des Frostkönigs wird jetzt schärfer, deutlicher vor meinen Augen. Er starrt mich an, als ... als hätte er dergleichen noch nie erlebt. Er kam hierher in dem Glauben, bedient und bewirtet zu werden und dann mit seiner Trophäe von dannen zu ziehen. Stattdessen hat ihm jemand ausgerechnet ein Tafelmesser in die Seite gerammt.

Ich halte das hölzerne Heft weiter umfasst. Er ist der Frostkönig, der Nordwind, dessen Macht den Winter über das Land hereinbrechen lässt, doch ich bin überrascht von der Hitze, die in Wellen von ihm ausgeht, Wellen von unbändiger, blanke Wut.

Seine Hand legt sich auf meine und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich spüre kaltes schwarzes Leder auf meiner heißen Haut, während er sich das Messer aus der Flanke zieht, schweigend und mit unerbittlichem Blick. Er zwingt meine Finger auseinander, so-

dass meine Waffe klirrend zu Boden fällt. Wenige Augenblicke später gerinnt sein Blut und die Haut schließt sich wieder. Die Wunde heilt vor meinen Augen vollständig ab.

Ein Donnerschlag hallt durch den Raum. Als der König wieder das Wort ergreift, dringt seine Stimme mit unbändiger Kraft durch meine Gedanken. »Lass dir gesagt sein, Sterbliche: Ich bin ein Gott. Der Tod kann *mir* nichts anhaben.« Er lässt seine Worte wirken. »Deiner Schwester aber sehr wohl.«

Er packt seinen Speer fester, zieht Eloras Kopf am Zopf nach hinten und streckt ihren Hals. Ihre blasse, makellose Haut ist so zart, dass die blauen Adern darunter durchscheinen.

»Wartet!«

Elora zittert. Der Wind flaut ab. Eine der Frauen ist ohnmächtig geworden.

»Bitte«, sage ich, das Wort will mir kaum über die Lippen kommen. »Bitte tut ihr nichts. Nehmt stattdessen mich.«

Ein leises Lächeln umspielt seine Lippen. »Du bist wahrscheinlich die Letzte, die ich wählen würde, denn du bist weder schön noch gehorsam.«

Das höre ich nicht zum ersten Mal. Und doch trete ich mit bleischweren Füßen auf ihn zu. »Sagt mir, was ich tun soll. Sagt mir, wie ich es wiedergutmachen kann.«

Der Frostkönig mustert mich unbewegt und ungerührt. »Knie nieder.«

Meine Lippen zucken. »Was sagtet Ihr?«

»Du willst mich um Vergebung bitten? Knie nieder. Zeig, dass du es bereust.«

Ich schaue zu Elora. In der behandschuhten Hand des Königs sehe ich Strähnen ihres Haars, wie Fragmente eines zerrissenen Spinnennetzes.

»Wren«, flüstert meine Schwester mit tränennassen Wangen.

Ihr Flehen löst sofort eine Reaktion in mir aus. Der Frostkönig befiehlt mir niederzuknien, also tue ich es. Meine Knie berühren

den Boden. Die Wut treibt mir das Blut in die Wangen, erhitzt meinen Körper. Für Elora. Sonst niemanden.

Eine Weile herrscht völlige Stille. Dann knurrt er: »Geh!«, und bugsiert Elora Richtung Tür. An mich gewandt fügt er hinzu: »Bereite deine Schwester für die Reise vor. In einer Stunde brechen wir auf.«

Wir fliehen aus dem Versammlungshaus, als hätten die Götter höchstselbst uns Feuer unter den Fußsohlen gemacht. Ein Sturm ist aufgezogen, hängt wie zur Strafe über Edgewood.

Sobald wir in unserer Hütte sind, ziehe ich Elora ans Feuer, grabe meine Finger in ihr eiskaltes Fleisch, so fest, dass sie wahrscheinlich blaue Flecken davon bekommt. »Elora.« Ich schüttle sie. Sie steht derart unter Schock, dass ihre Lippen bleich sind. »Sieh mich an.« Als sich ihre Miene nicht verändert, schüttle ich sie fest.

»Wren.« Der Schrecken weicht Verwirrung und schließlich Entsetzen. Es ist furchtbar, das mitanzusehen.

Elora scheint mit ihren dunklen Augen durch mich hindurchzusehen. Sie sind wie Fenster mit geschlossenen Läden, es fehlt jedes Licht darin. Sanft setze ich sie auf einen Stuhl und hole die Decke, lege sie ihr um die Schultern.

Tief in meinem Herzen wusste ich, dass das passieren würde. Elora hat es nicht geschafft, sich den schlimmstmöglichen Ausgang vorzustellen, doch ich habe vorab jede Möglichkeit durchdacht. Wenn der Frostkönig kommen und meine Schwester als seine Gefangene wählen würde, was würde ich dann tun?

Alles. Ich würde alles tun.

Ich setze Wasser auf und hole getrockneten Lavendel aus der Speisekammer, dazu ein feines Pulver, zerriebene Vielwurz. Sobald das Wasser kocht, lasse ich das Kraut ziehen und öffne das Pulverglas. Eine kleine Menge lässt einen Menschen eine Stunde lang schlafen, eine große den halben Tag.

Ich nehme einen großen Löffel voll.

Welche Schrecken auch immer im Totenreich warten, Elora wird

sie nicht erleben. Sie träumt davon, einen Mann zu heiraten, den sie liebt, und sich um ein Zuhause zu kümmern, Kinder großzuziehen. Wenn man ihr diese Möglichkeit nähme, würde sie das gewiss nicht verkraften.

Ich hingegen? Niemanden wird es kümmern, wenn ich fort bin. Vielleicht ist es für alle besser, wenn ich an ihre Stelle trete. Elora, befreit von ihrer süchtigen Schwester, von der Frau, die ihre Tage in süßer Benebelung zubringt, deren Atem nie frisch riecht und die jedes Jahr nutzloser wird.

»Trink«, sage ich und drücke ihr den Becher in die zitternden Hände.

Sie nippt kurz daran, verzieht das Gesicht und trinkt den Rest. Draußen vor unserer Hütte heult der Wind und rüttelt am Dach. Es bleibt nicht viel Zeit, um die Dinge in Ordnung zu bringen, aber sie wird ausreichen.

»Wren, ich will nicht fortgehen.« Sie zittert so sehr, dass ihr der Becher aus den Händen fällt und zu ihren Füßen zerschellt. »Ich hätte auf dich hören sollen. Es tut mir so leid.« Etwas verschließt sich in ihr. »Jetzt ist es zu spät. Zu spät.«

Meine Augen brennen heiß. Seit Jahren habe ich nicht geweint. Seit dem Tod unserer Eltern nicht mehr. Ich nehme ihre Hand fest in meine. Ihre Haut ist immer noch eiskalt.

Sie blickt starr vor sich hin, Tränen glänzen an ihren Wimpern. »Hast du ihn gesehen? Er war so kaltherzig beim Abendessen. Seine Augen waren wie ... wie dunkle Löcher.« Sie schnieft. »Er hat Miss Millie nicht einmal für die Mahlzeit gedankt.« Sie klingt entsetzt.

»Ein furchtbarer Gast«, stimme ich ihr zu.

»Wie konntest du ihn nur mit dem Messer verletzen?«

»Der König ist ein Mistkerl. Er hat es verdient.«

Elora schnaubt, ihre Augenlider werden schwer. »Du warst schon immer leichtsinniger als ich.«

Das tut weh. Vielleicht war es leichtsinnig von mir, doch ich wollte sie ja nur beschützen.

Da ihr die Nase läuft, knei ich mich vor sie und säubere ihr mit einem alten Lappen das Gesicht, wie damals, als wir Kinder waren. Mit heiserer Stimme flüstert sie: »Was wird aus mir werden?«

Ich will sie nicht anlügen, aber ich kann ihr meine Absichten nicht offenlegen. Elora muss weiterleben, in Freiheit. »Dir wird nichts geschehen«, beruhige ich sie, als ihr das Kinn langsam Richtung Brust sackt. »Ich schwöre es.«

»Lass mich hier nicht allein. Bleib ... bis es so weit ist.«

»Du bist nicht allein.« Selbst wenn ich fort sein werde, die Leute werden dafür sorgen, dass sich jemand um sie kümmert.

»Versprich es mir«, flüstert sie.

»Ich verspreche es.«

Schon wenige Augenblicke später ist sie eingeschlafen.

Ich fange sie auf, als sie nach vorn sackt, hieve sie hoch. Bis zum Bett, das wir unser ganzes Leben schon miteinander teilen, ist es nicht weit. In der nur spärlich beleuchteten Hütte ist Elora ein dunkler Schatten. Sie lebt. Sie ist in Sicherheit. Wenn sie aufwacht, werde ich längst fort sein. Ich bedauere nur, dass ich ihr nicht richtig Lebewohl sagen kann.

»Ich hab dich lieb«, flüstere ich ins Zwielicht und drücke ihr einen leichten Kuss auf die Wange. »Und es tut mir leid.«

Schnell ziehe ich ihr die Kleider aus. Ich häufe Decken auf sie und schüre das Feuer, bis es die Kälte vertreibt. Dann ziehe ich mir Eloras Kleid und meinen Mantel an und wickle mir einen Schal bis über die Nase, sodass nur meine Augen zu sehen sind und auch meine Narbe verborgen ist. Solange ich nichts sage, wird der Frostkönig es nicht merken.

Zwei Dolche besitze ich, einen stecke ich in eine Scheide, die ich mir an den Arm schnalle. Der zweite hängt seitlich an meiner Taille, wie auch mein Beutel mit Salz. In der Manteltasche habe ich meine Flasche. Meinen Bogen werde ich zurücklassen. Zu sperrig, und Elora wird ihn mehr brauchen als ich, auch wenn sie nicht geschickt damit umzugehen weiß. Vielleicht findet sie eine andere

Verwendung für ihn. Als Feuerholz womöglich. Unsere kaputte Axt habe ich nicht repariert.

Ich komme aus der Hocke hoch und gehe zur Tür. Mit einem letzten Blick auf meine Schwester trete ich hinaus in die Kälte.

Meinen Mantelkragen fest umklammernd, gehe ich zurück zum Versammlungshaus. Unter meinen Schuhen knirscht frisch gefallener Schnee. Der Frostkönig wartet neben seinem Ross, das bei näherem Hinsehen gar keines ist. Ich bleibe stehen.

Das Tier hat weder Haut noch Fell. Es ist ein halb durchsichtiger, pferdeförmiger Schatten. Ein spitz zulaufendes Maul. Ein schmaler Hals. Leere Höhlen dort, wo die Augen wären, und Eingeweide wie dunkle, in Bewegung befindliche Wolken.

»Ein Dunkelgänger«, flüstere ich, und das Wort verbreitet sich wie ein Lauffeuer in der versammelten Menschenmenge. Das Wesen hebt den Kopf und starrt mich mit einer Augenhöhle unverwandt an. Es stampft mit einem Vorderbein auf, und auch wenn es durchsichtig ist, ist das Hufklappern auf dem Stein deutlich zu hören.

»Dein Salz wäre verschwendet«, lässt der König mich wissen, in einer Hand die Zügel.

Ich bin verblüfft, und mir wird klar, dass ich unwillkürlich nach meinem Salzbeutel gegriffen habe.

Obwohl ich meine Frage nicht laut ausspreche, erklärt er weiter: »Phaethon steht unter meinem Schutz und ist unverwundbar.«

Das riesige Geschöpf bläht die Nüstern und reißt den Kopf hoch, woraufhin alle, die in der Nähe stehen, hektisch zurückweichen.

Der Frostkönig betrachtet meine gebeugte Gestalt ohne jedes Mitgefühl. Hier, in der Dunkelheit und der Kälte, ist er in seinem Element.

»Ich möchte mich verabschieden«, sage ich.

»Gut, aber beeil dich.«

Ich schließe Miss Millie in die Arme. »Tut mir leid, flüstere ich ihr ins Ohr, und als ihr klar wird, dass ich nicht Elora bin, spüre

ich, wie sie vor Schreck erstarrt. »Ich hoffe, deiner Tochter geht es gut. Pass auf dich auf. Und pass für mich auf meine Schwester auf.«

Sie nickt und tritt zurück.

Diese Stadt wird mir fehlen. In meinem Hals bildet sich ein Kloß, weil es wehtut, einen Ort zu verlassen, an dem ich die letzten dreißig Jahre gelebt habe. Edgewood ist voller harter, quälender Erinnerungen, doch es sind meine Erinnerungen.

Der König hebt mich in den Sattel, als wäre ich federleicht. Als er hinter mir aufsitzt, rutsche ich etwas nach hinten an seine Brust, mein Hintern ruht an seinen Hüften. In dem Versuch, auf Abstand zu gehen, beuge ich mich nach vorn.

Er drückt dem Tier die Fersen in den Leib und es setzt sich in Bewegung. Schweigend verfolgen die Leute unseren Aufbruch. Nachdem wir die Stadtmauer hinter uns gelassen haben, verschwinden Edgewood und seine Strohdächer aus dem Blickfeld. Sie sind weg, einfach so.

Wir sind nach Norden unterwegs. Meile um Meile durchmessen wir ein in Stille getauchtes Land. Ich spreche kein Wort. Mein Entführer ebenso wenig. Ich habe Sorge, dass ich mich übergebe, sobald ich den Mund aufmache, und mich komplett besudle. Wenn ich sterben soll, dann möchte ich, dass es mit Würde geschieht.

Nachdem wir einen von mehreren zugefrorenen Flüssen überquert haben, zieht der Frostkönig leicht an den Zügeln und sein Reittier wird langsamer. Zugleich lassen wir den Wald hinter uns.

Der Schattenwall.

Vor uns windet sich der Les wie ein glitzerndes Band: Es ist die äußerste Grenze des Totenreichs. Über dem zugefrorenen Fluss hängt ein undurchsichtiger Schleier, gut über hundert Fuß hoch, der verbirgt, was auch immer dahinterliegen mag.

Durch die Barriere läuft eine pulsierende Welle, als würde ein Herz darin schlagen. Selbst meine Kühnheit hat ihre Grenzen. Das letzte Mal, als ich den Schattenwall gesehen habe, war ich zwölf Jahre alt, dumm und hochmütig und hatte bei einer Mutprobe von

einem der Nachbarsjungen nicht kneifen wollen. So weit war ich damals gekommen, als die Todesangst mich wieder in die Stadt fliehen ließ. Jetzt bewegt sich die neblige Substanz, gleich einem nassen Tuch im Wind. Der Anblick ist so unheimlich, dass mir ein Schauder über den Rücken läuft.

»Und was soll nun geschehen?«, frage ich, in der Hoffnung, so sanft zu klingen wie meine Schwester. »Wenn Ihr ein Opfer möchten, dann bringt es schnell hinter Euch. Ich würde gerne glauben, dass Ihr ein gnädiger Mensch seid.«

»Ich bin kein Mensch.« Schweigen. »Ein Opfer?«

Als wüsste er nicht, wovon ich rede. »Was werdet Ihr tun? Mir einen Pfeil ins Auge schießen? Mir Gift verabreichen?« Meine Stimme zittert. Welchen Schmerz ich auch immer erleiden muss, er wird hoffentlich von kurzer Dauer sein.

Ich spüre die wachsende Verwirrung des Königs. »Ich verstehе nicht, was du mir sagen willst.«

Ich drehe mich im Sattel um und erhasche einen Blick auf einen Teil seines von der Kapuze überschatteten Gesichts. Sein Reittier scharrt mit den Hufen im Schnee. »Jeder in den Graulanden weiß, dass Ihr Eure Frauen opfert.«

Er sieht mich kühl an. »Denkst du, ich würde diese Reise auf mich nehmen, um eine wertlose Sterbliche zu töten, deren Leben ohnehin bald endet?«

Der Frostkönig hat wirklich eine Vorliebe für Beleidigungen. Leider gebe ich mich als Elora aus, die es nicht wagen würde, dem König die Faust ins Gesicht zu schlagen. »Wenn ich nicht Euer Opfer bin, wozu bin ich dann hier?« Erwartet mich im Totenreich etwa noch Schlimmeres?

»Ich brauche dein Blut, nicht deinen Tod. Dein Gelübde, nicht deine Lügen. Morgen werden wir heiraten.«